

durch eine detaillierte Merkmalanalyse vorgenommen, wobei aber auch hier öfters die Tafel von Dressel den Ausgangspunkt bildet.

Konsequent unabhängig von den Dresseltypen ist nur der Analysenvorschlag im Artikel von E. Hamon und A. Hesnard, die aufgrund von 5000 Amphoren des westlichen Mittelmeeres eine systematische Merkmalanalyse vorgenommen haben, deren Ziel es ist, auf alle Amphoren angewandt werden zu können. Dazu ist das System offen gehalten und kann durch neue Erkenntnisse ergänzt werden. Leider wird aber an keinem Beispiel gezeigt, ob diese Merkmalanalyse in der Praxis zu brauchbaren Resultaten führt. Gerade hier möchte ich meine Bedenken anmelden. Mir scheint es heute unmöglich, mit einem Wurf eine allgemeine, gut anwendbare Merkmalanalyse aufzustellen, die befähigt ist, beispielsweise Amphoren des gleichen Dresseltyps, aber von verschiedenen Herkunftsorten zweifelsfrei zuzuordnen. Dazu scheinen mir noch zu viele Spezialuntersuchungen nötig, die zuerst die entscheidenden Kriterien herausarbeiten müssen, welche dann ihrerseits in der allgemeinen Merkmalanalyse berücksichtigt werden können.

Solche Spezialuntersuchungen werden von C. Panella und M. Fano einerseits und von L. Fariñas del Cerro, W. Fernandez de la Vega und A. Hesnard andererseits vorgestellt, die von archäologisch (durch Fundkomplexe im weitesten Sinne) geordnetem Material ausgehen und auch zu brauchbaren Resultaten führen. Hier ist es dann grundsätzlich nicht von Bedeutung, ob der Computer als Hilfsmittel verwendet wird oder nicht. Meines Erachtens zeigt es sich wieder einmal, daß wir letztlich ohne die Hilfe von Fundkomplexen nur schwer auf eine sinnvolle typologische Gliederung kommen können.

An einer zu wenig konsequenten Berücksichtigung von Fundkomplexen scheitert meines Erachtens die Untersuchung von A. Guénoche und A. Tchernia über die Amphoren Dressel 20.

Wenn die Anwendung der „formalen“ Methode zu einer systematischeren Analyse von typologischen Feinheiten an Amphoren führt, kann man das nur begrüßen. Daß Amphoren für solche Versuche speziell günstige Voraussetzungen bieten, ist meines Erachtens unbestreitbar.

Bern

Werner E. Stöckli

Bernd Kaschau, Die Drehscheibenkeramik aus den Plangrabungen 1967–1972. Der Runde Berg bei Urach II. Hrsg. V. Miložić. Heidelberger Akademie der Wissenschaften, Kommission für Alamannische Altertumskunde. Schriften Band 2. Jan Thorbecke Verlag, Sigmariningen 1976. 77 Seiten, 55, XXI Tafeln.

Bei den Ausgrabungsuntersuchungen, die seit 1967 V. Miložić leitete, wurden auf dem „Runden Berg bei Urach“ neben vorgeschichtlicher Keramik auch größere Mengen Drehscheibenkeramik gefunden, denen die Untersuchung gewidmet ist. Die ersichtlicherweise aus allen Planungs- und Grabungsflächen stammenden Materialien werden nach Merkmalen der Tonscherben, der Randprofile und Brände in Gruppen sortiert, da stratigraphische Zusammenhänge nicht herzustellen waren, die eine Trennung der Fundgruppen in sich ermöglicht hätten. Nach Materialbeschaffenheit und typologischen Merkmalen gelingt es dem Verfasser, die z. T. stark zerstörten Gefäßreste (ganze oder zu größeren Teilen erhaltene Gefäße waren aus der Siedlungsfläche nicht zu bergen) in 16 Gruppen zu ordnen, die zu 42 Prozent spätrömischen Waren (Gruppen 1–5) zugehören.

Durch eine ausführliche Analyse der Be- und Verarbeitungsmerkmale der Scherben kann Kaschau nachweisen, daß bei formaler Übereinstimmung der Randbildungen und

Gefäßtypen zu den Funden aus dem Kastell Alzey neben Mayen und Trier weitere Werkstätten tätig gewesen sein müssen, die die spätantike Gebrauchskeramik produzierten und den süddeutschen Raum belieferten.

Den Formen Alzey Typus 27, 28, 29, 30, 32 und 33 und deren Varianten sowie einer Sonderform der Reibschalen mit horizontalem Kragen (S. 10–19) werden Vergleichsfunde nachgestellt (S. 19–32), die die zeitliche Zuordnung bei unterschiedlichen Tonen und Bränden der Scherben unterbauen. Danach ist der „Runde Berg“ von valentinianischer Zeit bis um 400 n. Chr. intensiv belegt. Man kann unter Umständen davon ausgehen, daß in Übereinstimmung zu dem Weiterleben bestimmter Gefäßformen auch hier noch bis in das 5. Jahrhundert hinein mit einer Belegung zu rechnen ist. Andererseits ist nicht auszuschließen, daß die vielfältigen Varianten z. T. gleichzeitig mit den Grundtypen gefertigt und gebraucht wurden, wodurch die Zeitspanne der Belegung chronologisch verkürzt wird.

An spätantike Werkstättentradition schließt auch die Sondergruppe „reduzierend gebrannter feiner grauer Ware mit Einglättmuster(n)“ an (Gruppe 6), die technologisch der Terra Nigra nahesteht und vielleicht auf germanische oder mährisch-niederösterreichische Einflüsse zurückgeht. Die große Stückzahl von Gefäßen dieser Gruppe (Knickwandschüsseln, Knickwandbecher, Henkelkrüge) läßt bei der großen Entfernung von Vergleichsfunden an eine lokale Werkstatt denken, deren Aktivität dem 5. und der 1. Hälfte des 6. Jahrhunderts zugewiesen werden kann.

Quarzmagerte Waren lokaler Werkstätten sind in Gruppe 5, 8 und 9 vorgestellt. Da kaum Vergleichsmaterial zur Verfügung steht, bleibt eine allgemeine zeitliche Zuordnung in das 7. Jahrhundert anzunehmen.

Karolingischer Zeit wird die Gruppe 13 zugeordnet, die mit 19 Prozent Anteil am Gesamtmaterial relativ stark vertreten ist. Formal werden drei Typen präsentiert: Töpfe mit ausgeknicktem Rand und abgestrichener Lippe, Näpfe und flaschenförmige Gefäße, die in zwei Techniken vorliegen (hart gebrannt, sorgfältig gedreht, scharf profiliert und dünnwandig; in der anderen Technik leichter, weicher, aber auch unregelmäßiger).

Die Gruppen 14–16 sind Einzelgefäße von Keramikprodukten des 13. bis 15. Jahrhunderts, die von kurzfristigeren Belegungen und Aufenthalten auf dem „Runden Berg“ zeugen.

Der Katalog (S. 47–65) mit Erläuterungen zu den Tafeln und Tabellen (S. 62–65) und ausführlichem Nachweis zu den verschiedenen Fundgruppen bildet die materielle Grundlage der Auflistungen, der graphischen Darstellung von Verteilung und Prozentanteilen der Formen im gesamten Fundgut (S. 66–73) und der technisch verschiedenen Warengruppen. Nachträge und Ergänzungen zur Fundliste (S. 74–76) und Nachweise zu den Tabellen 16–19 (S. 76–77) folgen. Eine alphabetische Fundortliste beschließt den Text.

Der Tafelteil bildet die beschriebenen Typen der verschiedenen Fundgruppen im Maßstab 1:3 ab (Taf. 1–25), denen photographische Wiedergaben der wichtigsten Fragmente zu den verschiedenen Gruppen wertvolle Details zu Form, Oberflächen und Dekor (Taf. 26–37) bieten. Fundkarten mit Darstellung der Verbreitung einzelner Gefäßtypen im Grabungsgebiet (Taf. 38–50) und der Verteilung der Fundgruppen (Taf. 55) lassen in Übereinstimmung zu den vorgeschlagenen Datierungen die unterschiedliche Inanspruchnahme der Flächen anschaulich ablesen, die besonders für die Fundgruppe 14 eine Konzentration auf zwei engen Flächen erkennen läßt; ein Ergebnis, das aber schon durch Erweiterung der Ausgrabungsflächen wesentlich verändert werden könnte, so daß hieraus gezogene Schlüsse mehr hypothetisch bleiben.

Auf den Tafeln I bis XXI werden die aus dem Gesamtmaterial und dem Vergleich mit anderen Fundstellen sich ergebenden Grundtypen oder die gewonnenen Hauptfor-

men z. T. ergänzt mit Varianten im Maßstab 1:2 vorgestellt, den Belegzeichnungen Taf. 1–25 in der Anordnung nach Gruppen folgend. Die sorgfältige Bearbeitung des Fundstoffes, die intensive und kritische Zuordnung zu Vergleichsfunden und deren Prüfung zur Datierung machen die Vorlage sowohl für die spätantike Keramik wie besonders auch für die der Völkerwanderungszeit und der Karolingerzeit zugewiesenen Gruppen zu einem wichtigen Beleg in einem Raum, der bislang für diese Jahrhunderte spärlich besetzt war.

Trier

Heinz Cüppers

Audrey L. Meaney, Anglo-Saxon Amulets and Curing Stones. British Archaeological Reports, British Series Band 96. Oxford 1981. XXXI und 364 Seiten, 226 Abbildungen.

Als L. Hansmann und L. Kriss-Rettenbeck 1966 ihr grundlegendes, aber etwas mühsam zu lesendes Werk „Amulett und Talisman. Erscheinungsform und Geschichte“ veröffentlichten, war ihnen die auffällige Häufigkeit von Amuletten im Frühmittelalter Süddeutschlands durchaus geläufig. Rückblickend aus der Sicht des Volkskundlers erschienen ihnen viele Gegenstände in den Reihengräbern in entsprechendem Sinn interpretierbar. Die archäologische Forschung nahm davon wenig Notiz. Gewiß wurden immer wieder in den meisten Gräberfeldpublikationen unter Rubriken wie „Gürtelgehänge“ oder „Anhänger“ Objekte erwähnt, die man mangels eines einsichtigen praktischen Zwecks gern als „Amulette“ apostrophierte, doch eine größere Diskussion entspann sich nur um die Funktion der durchbrochenen Zierscheiben (dazu zuletzt H. Dannheimer, Arch. Korrb. 6, 1976, 49ff.).

Natürlich war am Amulettcharakter einzelner Objekte und Formen nicht zu zweifeln. Sie fanden Aufmerksamkeit in kleinen Zusammenstellungen, so etwa die prismatischen Knochenanhänger (J. Werner, Jahrb. RGZM 11, 1964, 176ff. und Časopis Brno 57, 1972, 133ff.), die Bergkristallanhänger (H. Hinz, Jahrb. RGZM 13, 1966, 212ff.), die waffenförmigen Anhänger (R. Koch, ebd. 17, 1970, 285ff.), die Cypraeen (Th. Voigt, Jahresschr. Halle 36, 1952, 171ff.). Gleichsam von außen behandelte ferner Th. E. Haevernick „Perlen und Glasstücke als Amulette“ auch in frühmittelalterlichen Gräbern (Jahrb. RGZM 15, 1968, 120ff.). Einzig E. Salin bot in seinem Standardwerk „La civilisation mérovingienne“ eine größere Zusammenfassung unter dem Titel „Les Phylactères“ (Bd. 4 [1959] 49–118), doch kann sie wegen des veralteten Forschungsstands und mangelnder Differenzierung heute nicht mehr genügen. Dasselbe, wenn auch auf einer anderen Ebene, gilt für eine Heidelberger Dissertation aus dem Jahre 1974 von U. Arends (Ausgewählte Gegenstände des Frühmittelalters mit Amulettcharakter [1978]). Der Titel ist korrekt und führt dennoch in die Irre; Arends wählte nämlich aus der Vielfalt der in Frage kommenden Gegenstände nur einen kleinen Teil aus und beschränkte sich überdies auf das Gebiet zwischen Hochrhein und Untermain sowie auf Thüringen und die Gegend um Köln. Explizit behandelt er Schlüssel, Tierzähne, Cypraea-Schnecken, Wirtel aus verschiedenen Materialien sowie Scheiben oder Ringe aus Hirschhorn und Bein. Statt den geistigen Hintergrund dieser auffälligen Objekte mit oft eindeutigem Charakter zu beleuchten, verliert sich Arends indes in subtile Untersuchungen über die Konstruktion der Schlösser, zu denen die Schlüssel passen sollten („zur Symbolik des Schlüssels haben wir uns bewusst jeden Kommentars enthalten“), oder über die Herstellungsweise der Glaswirtel. Die Anmerkungen über einen möglichen Amulettcharakter gehen selten über drei Zeilen hinaus und ziehen sich auf allgemeine